

Wie Richard Kraft in Amerika untergeht

Für das Stadttheater Bern kernt der junge Regisseur Zino Wey «Kraft» aus, den Erfolgsroman von Jonas Lüscher: Er konzentriert sich aufs Drama eines Intellektuellen. Und schickt ihn schubverstärkt in den Abgrund.

Samstag 25. Mai 2019 08:57 von Daniel Di Falco

Da sitzt er also, der Gast aus Europa. Und zwar am Esstisch seines Akademikerfreunds im kalifornischen Stanford; es gibt Spiegeleier, der Speck kommt auf Backpapier gedörrt aus der Mikrowelle, und was ihm an Fett fehlt, das fehlt auch dem ganzen Frühstückszeremoniell an Gehalt. Stattdessen: diese grellsüsse Gutgelauntheit der Gastgeber, ihr fernsehfamilienförmiger Familiensinn und so viel penetrante häusliche Intimität, dass es dem Gast zu viel wird. Wohin nun, in dieser Lage? Zur Zeitung, natürlich:

«Also konzentriert er sich auf den rasch wachsenden Balken auf seinem Tablet, der ihm den Ladestand der neuesten FAZ-Ausgabe anzeigt, und beginnt, hektisch mit seinem Mittelfinger auf den Aufmacher zu klopfen, sodass das Bild des Bundesfinanzministers ihm, in rascher Folge, förmlich entgegenspringt und wieder zusammenschrumpft, bis er es mit einem energischen Wischen nach links in den Arbeitsspeicher seines Geräts schickt, was für einen Wimpernschlag die Illusion erzeugt, der Minister fahre in seinem Rollstuhl rückwärts von der Bühne des Weltwirtschaftsforums.»

Wie genau hier ein Autor seiner Figur auf die Finger schaut, wie spektakulär ihm solche Beiläufigkeiten immer wieder geraten, wie filmisch er diese Mikroskopien vermeintlich unverfilmbarer Vorgänge realisiert und wie viel lakonischen Witz er schliesslich aus solchen Momenten gewinnt – damit allein hätte dieser Roman den Schweizer Buchpreis 2017 kaum verdient. Und erst recht nicht gewonnen. Aber es ist grosse Kunst, und es macht, neben vielem anderem, «Kraft» von Jonas Lüscher derart bestechend.

Zudem ehrt es Lüschers unglücklichen Helden als literaturgeschichtlichen Verwandten, und zwar jenes Pnin in Vladimir Nabokovs gleichnamigem Roman: noch so ein Professor aus der alten Welt, der in der neuen ankommen will, doch sein ewiger Kleinkrieg mit dem Alltagskram ist schon ein Zeichen, dass ihm dieses Ankommen niemals gelingt.

Heute ohne Psychologie

Jetzt aber: Theater. Und bei einer Adaption für die Bühne hat es solches Prosamaterial naturgenäss schwer. Zu sperrig, zu erzählerisch, zu viel Papier und zu wenig spielbare Handlung. Heisst: Oft fällt es raus. Und auch hier ist es nicht anders.

Der Basler Regisseur Zino Wey, kaum dreissig, aber schon mit Erfahrung am Schauspielhaus Zürich, an den Münchner Kammerspielen und am Nationaltheater Mannheim, hat sich fürs Berner Stadttheater die Erstdramatisierung von «Kraft» vorgenommen. Von den über zweihundert Seiten lässt er auf der Bühne noch zwei Stunden übrig, und was damit fehlt, sind nicht nur die Grotteske auf dem Display und hundert andere ähnliche Miniaturen. Sondern auch eine ganze Dimension jener Figur, von der der Roman den Namen hat: die Lebensuntüchtigkeit des Richard Kraft, seine emotionale und soziale Sprachlosigkeit, der

Bankrott zweier Ehen – ein problematischer Charakter, offensichtlich, doch auch das läuft in diesen zwei Stunden höchstens noch mit, erwähnungshalber, mehr nicht. Fehlt es?

Tatsächlich ist psychologische Raffinesse nicht die grosse Stärke dieses Romans, und Regisseur Wey hat nur schon deswegen recht, einen anderen Strang der Geschichte ins Zentrum zu rücken: Er deutet «Kraft» mit beeindruckender Konsequenz als Drama eines Denkers aus. Und fast mehr noch: eines Denkens. Tübinger Rhetorikprofessor also, vor allem aber ein markt- und rechtsliberaler Ideologe, der sich belohnt sah von der Epochenwende 1989, vom Untergang des Ostblocks, vom Aufstieg von Thatcher, Reagan und Kohl, von den Predigten der Neoliberalen, die den Kapitalismus entfesseln und den Staat stützen wollten – jetzt steht er im Silicon Valley und merkt, zunehmend erschüttert, dass die Weltverbesserungsversprechen von Facebook, Google & Co. nicht etwa die Vollendung seiner alten Träume sind. Sondern etwas anderes, etwas Grösseres, das Schluss macht mit dem säkularen Denken Europas und stattdessen Gott neu erfindet. Und zwar mit der Evolution der Technologie, irgendwie jedenfalls; es geht ein bisschen schnell auf der Bühne.

Allerdings versteht auch unser Kraft die Welt nicht mehr. Sie hat ihn und sein Denken abgehängt. Und weil einem Denker gar nichts Schlimmeres passieren kann, leuchtet einem hier, womöglich noch mehr als im Roman, auch Krafts allerletzter Gedanke ein: Er wird sich aufknüpfen.

Am Schluss mit Schub

Vorher aber: zwei erstaunlich unterhaltsame Stunden. An der Premiere bemerkt man sie zwar mit einem Auweia, diese schauspielerische Überspanntheit im Auftakt, die dünnen Stimmen, die Ungeschmeidigkeit, mit der das Ensemble (Florentine Krafft, Grazia Pergoletti, Marie Popall, Nico Delpy, Julian Lehr und Alexander Maria Schmidt) die szenische Apparatur bedient, die ihm die Regie in die Hand gegeben hat: sechs Leute, sechs Stimmen, die in wechselnden Chargen Kraft sind, als Ich, manchmal gemeinsam, manchmal allein. Erzähler sind sie ebenfalls. Und zudem auch alle Nebenfiguren.

Eingebaut ist dieses Arrangement in eine Abstraktion von Denkfabrikenbüro unter einer niedrigen Decke (Bühne von Davy van Gerven), und je länger dann die Maschine mit den sechs kunthaarbewehrten Klonen läuft, mit dem Wechsel von Tempo und Ruhe, Rückblenden und Zooms und Totalen, desto geschmeidiger läuft es auch mit der Entfaltung von Krafts Bewusstsein. Mit dessen Verwicklung. Und schliesslich und ganz konsequent: mit dessen Auflösung. Dieses Debattenschauspiel entwickelt hier einen Schub in Richtung Untergang, der schliesslich auch die ganze Verzichtspannung belohnt. Inklusive Frühstück.

Samstag 25. Mai 2019 08:57 von Daniel Di Falco